

begrufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART

NEU ANFANGEN

WEGE ENTSTEHEN IM GEHEN
Im Gespräch mit Carolin Hillenbrand

NEUBEGINN
Vier Menschen erzählen



– INHALT –

6	INTERVIEW Wege entstehen im Gehen Im Gespräch mit Carolin Hillenbrand	34	THEOLOGISCHES HÄPPCHEN Der Neubeginn als Geschenk Gottes Zur Theologie der Vergebung
14	REPORTAGE Für die Ausbildung von Indien nach Deutschland Ein Tag mit Sebin Joseph Mattappallil	36	SAINTS TODAY Musik öffnet den Weg zu Gott Heilige Cäcilia
20	7 FRAGEN AN ... Volker Malburg, Leiter des Seminars für Priesterausbildung St. Lambert	38	IMPULS „O Herr, wenn Du kommst, wird die Welt wieder neu“ Vom Neu-Anfangen im Advent
22	PORTRÄT „Mach das doch, du kannst das.“ Quereinsteigerin Sonja Zillgen im Porträt	40	RÄTSEL „Wer von euch ist weise und verständig? ...“ (Jak 3,13)
28	UMFRAGE „Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ...“ Vier persönliche Neuanfänge	42	TERMINE Diözesanstelle Berufe der Kirche und Päpstliches Werk für geistliche Berufe

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart

V. i. S. d. P.: Weihbischof Dr. Gerhard Schneider

Chefredakteurin: Theresa Zöller

Redaktion: Julia Gaul, Sophia Hose, Gabriel Häußler, Jörg Kohr, Karlina Krause, Dominik Kunek,
Felix Maier, Johanna Müller, Valerie Stenzel, Mara Strohm

Redaktionsanschrift Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
und Vertrieb: Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de

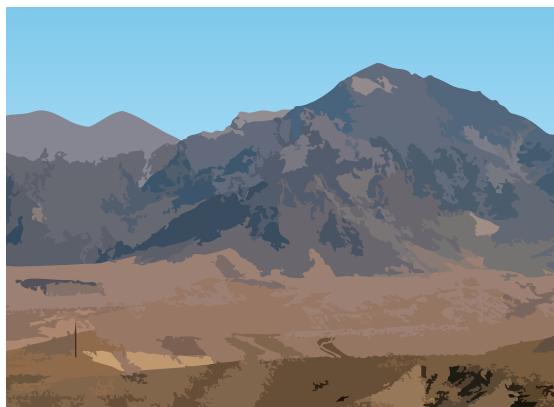
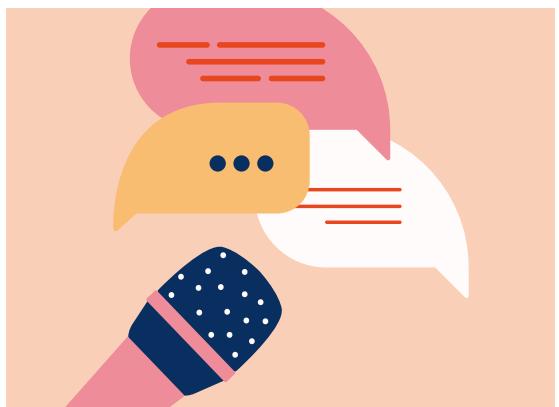
<https://berufe-der-kirche-drs.de/berufen-magazin>

Fotos: Titel, S. 28, S. 42: <https://stock.adobe.com>; S. 15–19: Johanna Müller; S. 20: Privat;
S. 22–27: Webvisio; S. 30–33: Privat; S. 9–13: Coexister e.V.

Gestaltung: Bachgasse – Büro für Gestaltung, Tübingen

Druck: Druckerei Deile GmbH, Tübingen

Gedruckt auf umweltschonendem Papier, Tübingen, 2025



4 berufen

– VORWORT –

Liebe Leser:innen,

„Neu anfangen“ – diesem Motto haben wir unsere diesjährige Adventsausgabe gewidmet. Das Heft erstrahlt in vielerlei Hinsicht in neuem Gewand. Und auch für mich ist es ein Neubeginn – zum ersten Mal schreibe ich Ihnen als neue Chefredakteurin.

Im Frühjahr haben wir eine Leserumfrage durchgeführt und mehr als 100 von Ihnen haben teilgenommen – vielen Dank! Wir haben gelernt: Die allermeisten unserer Leser:innen stehen selbst in kirchlichen Berufen – Pastoralreferent:innen, Priester, Diakone, Gemeindereferent:innen und Religionslehrer:innen. Im Schnitt gaben Sie dem Magazin die Schulnote „gut“ – das freut uns sehr. Eine genaue Auswertung der Umfrage finden Sie unter www.berufen-magazin.de. Hier können Sie „berufen“ auch online lesen.

Sie haben uns ermutigt, neben Interviews stärker auf Reportagen zu setzen, persönliche Berufungsgeschichten zu erzählen und auch kontroverse Stimmen zu Wort kommen zu lassen – zum Beispiel in Meinungs- oder Diskussionsformaten. Fast die Hälfte von Ihnen interessiert sich zudem für digitale Ergänzungen: kurze Videos oder Beiträge, zum Beispiel auf Instagram. Hierüber werden wir weiter nachdenken. Andere haben betont: Die Texte sollen klar und prägnant gehalten, die Formate geschärf't werden.

Auch zum Layout haben wir viel gehört: überwiegend Lob für Fotos und Gestaltung, verbunden mit dem Wunsch nach mehr Übersichtlichkeit. Viele dieser Rückmeldungen haben in das neue „Berufen“ hineingewirkt: ein frisches Erscheinungsbild, neue kreative Formate mit erzählerischem Schwerpunkt sowie theologische Denkanstöße und Impulse, in denen unsere Redakteur:innen selbst zu Wort kommen. Andere Ihrer Anregungen stecken noch mitten im kreativen Prozess, diese nehmen wir mit in die nächste Ausgabe.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen! Und wenn Ihnen die Inhalte gefallen, legen Sie das Heft gerne in der Kirche, im Pfarrbüro oder im Gemeindehaus aus oder geben es an Interessierte weiter (zum Beispiel an Schüler:innen, Ministrant:innen oder Jugendleiter:innen).



Ihre Chefredakteurin
Theresa Zöller



WEGE ENTSTEHEN IM GEHEN

Interview mit
Carolin Hillenbrand





– INTERVIEW –

Beim Katholikentag 2022 in Stuttgart begegnete ich eher zufällig einer Gruppe des interweltanschaulichen Vereins Coexister Germany e.V., der zu diesem Zeitpunkt erst zwei Jahre alt war. Die Energie, das Engagement und die Offenheit der Mitglieder für interreligiösen Dialog beeindruckten mich so sehr, dass ich noch am selben Wochenende meinen Mitgliedsantrag stellte.

Einige Monate später traf ich Carolin Hillenbrand bei der Herbsttagung in Worms wieder. Sie ist Mitgründerin des Vereins und war damals als Vorstand aktiv. Ihre herzliche, energiegeladene und offene Art, mit der sie sich für den Verein einsetzt und immer wieder Menschen motiviert, hat mich von Beginn an fasziniert.

Neben ihrem ehrenamtlichen Engagement widmet sie sich auch wissenschaftlich der Frage, welche Rolle Religion für gesellschaftlichen Zusammenhalt spielt. Sie hat Politikwissenschaft, katholische Theologie und Christentum & Kultur studiert und promoviert zu dem Thema „Religion als Kitt oder Keil? Die Rolle der Religion für den gesellschaftlichen Zusammenhalt aus empirischer, ländervergleichender Perspektive“ in Münster.

Für unsere neue Rubrik „Berufen ganz anders“ habe ich Carolin zum Gespräch getroffen, um mit ihr über die Gründungsphase von Coexister Germany und ihr ehrenamtliches Engagement zu sprechen.

– INTERVIEW –

Wie bist du zum interreligiösen Dialog gekommen und welche Erfahrungen haben dich dabei besonders geprägt?

Eine Schlüsselerfahrung war mein Auslandssemester 2015 in Südafrika. Ich kannte die Geschichte der Apartheid, hielt sie aber für abgeschlossen und hatte die Vorstellung, in die sogenannte „Rainbow Nation“ zu kommen. Vor Ort wurde mir jedoch klar, wie präsent Rassismus, strukturelle Ungleichheiten und gesellschaftliche Barrieren weiterhin sind. Ich verstand, dass Menschenrechte und Frieden nichts Selbstverständliches sind, sondern aktiven Einsatz und stetige Arbeit erfordern. Diese Erfahrung hat mich nachhaltig geprägt.

„Ich verstand, dass Menschenrechte und Frieden nichts Selbstverständliches sind, sondern aktiven Einsatz und stetige Arbeit erfordern.“

Mein Interesse für den interreligiösen Dialog entwickelte sich nicht aus einer persönlichen Betroffenheit, sondern vielmehr aus Neugier und der Auseinandersetzung im Studium. Ich bin behütet in einem religiös homogenen, christlichen Umfeld aufgewachsen und hatte lange kaum Berührungspunkte mit anderen Religionen. Das änderte sich mit meinem Masterstudium in Heidelberg. Weil es dort keine katholische Fakultät gibt, kam ich erstmals intensiv mit evangelischen Studierenden in Kontakt und erlebte lebendige ökumenische Diskussionen. Gleichzeitig gab es an der Universität eine jüdische Hochschule und Islamwissenschaften, wodurch ich an interreligiösen Seminaren teilnehmen konnte. Dort tauchten plötzlich ganz

konkrete Fragen auf wie: Können wir miteinander beten? Beten wir zum selben Gott? Solche Begegnungen und Fragestellungen haben mein Interesse für den interreligiösen Dialog geweckt und mich seither nicht mehr losgelassen.

Du bist Mitgründerin des Vereins Coexister Germany e.V., der seine Wurzeln in Frankreich hat. Wann und wie hast du Coexister France kennengelernt?

Parallel zu meiner akademischen Auseinandersetzung mit interreligiösen Fragen lernte ich über Taizé den Gründer von Coexister France, Samuel Grzybowski, kennen. Ich fand ihn unglaublich inspirierend und er erzählte mir viel von Coexister France. Ich fand das Konzept cool und dachte mir: So eine Initiative bräuchten wir in Deutschland auch. Ich wollte herausfinden, ob es ähnliche Initiativen in Deutschland gibt, die vor allem jungen Menschen einen niederschwelligen Zugang zum interreligiösen Austausch bieten, aber das gab es nicht.

Wie entstand der Verein in Deutschland?

Bei einem europäischen Treffen von Coexister France in Berlin lernte ich eine Person aus Mannheim kennen. Gemeinsam begannen wir, eine kleine interreligiöse Lokalgruppe in Heidelberg-Mannheim aufzubauen. Wir trafen uns zunächst einfach im Café und ich lernte junge Menschen aus unterschiedlichen Religionen kennen. Auch über das Cusanuswerk, von dem ich gefördert wurde, ergaben sich Kontakte zu anderen Förderwerken mit evangelischer, jüdischer oder muslimischer Trägerschaft. Das fand ich spannend und setzte mich für die Kooperation dieser Förderwerke ein und spürte, wie bereichernd Perspektivwechsel sein können. Es hat mir viel Spaß gemacht und angesichts der Weltlage habe ich eine hohe Relevanz darin gesehen, was mich motivierte, in das Feld weiter reinzugehen. Mit dem Ausbruch der Corona-

– INTERVIEW –



– INTERVIEW –

Pandemie spürten wir die Auswirkungen der Krise auf sozialer Ebene: Alle zogen sich in ihre eigenen Bubbles zurück und es war schwer, neue Menschen kennenzulernen. Wir haben aus der Not eine Tugend gemacht. Wir wollten der sozialen Entfremdung etwas entgegensetzen und gründeten mitten in der Pandemie offiziell die interweltanschauliche Jugendbewegung Coexister Germany. Erst trafen wir uns online und dann offline. Es war eine großartige Erfahrung und bis heute ist der Verein ein persönliches Herzensanliegen.

„Wir wollten der sozialen Entfremdung etwas entgegensetzen und gründeten mitten in der Pandemie offiziell die interweltanschauliche Jugendbewegung Coexister Germany.“

Worin unterscheidet sich Coexister von anderen multireligiösen Initiativen?

Viele bestehende Dialogformate finden auf einer eher akademischen Ebene statt, wir wollten aber einen lebensnahen Zugang. Zudem definieren wir Dialog bewusst als interweltanschaulich, weil wir ein weiter gefasstes Verständnis von Dialog vertreten. Nicht nur zwischen den monotheistischen Religionen, sondern auch mit atheistischen, agnostischen und anderen religiösen Weltanschauungen wollen wir Brücken schlagen und Vorurteile abbauen. Außerdem werden konventionelle Dialoginitiativen oft von älteren oder repräsentativen Personen wie Rabbinern, Priestern oder Imamen getragen und binden kaum junge Perspektiven ein. Und auch bei aktuellen Themen wie Integration und Migration können wir Religionen nicht weg-

denken, gerade wenn die Menschen aus Ländern kommen, in denen Religionen ein wichtiger Teil der Lebenswelt sind. Deshalb wollten wir einen praxisnahen und unkomplizierten Zugang zum Dialog für junge Menschen schaffen. Das gelingt zum Beispiel durch Solidaritätsaktionen, bei denen durch gemeinsames Handeln Begegnung stattfindet und Gemeinsamkeiten erkannt werden können. Kurzum, wir haben eine Lücke gesehen und wollten etwas Eigenes.

Welche Strukturen braucht es, um einen solchen Verein aufzubauen zu können?

Know-how, Motivation und ein gutes Netzwerk. Wir hatten anfangs neun bis zehn Gründungsstunden und knüpften Kontakte, durch die eine Vereinsgründung überhaupt möglich wurde. Es war eine spannende Phase voller Lernprozesse mit Fragen wie: Wie schreibt man eine Satzung? Wie erhält ein Verein die Gemeinnützigkeit?

Dabei mussten wir zum Glück nicht bei null anfangen, sondern konnten schon vorhandene Strukturen auf unseren Kontext übertragen, was sehr hilfreich war. Nachdem wir den Entschluss gefasst hatten, den Verein offiziell zu gründen, haben wir mit viel Energie und Leidenschaft daran gearbeitet, etwas auf die Beine zu stellen. Natürlich gab es Rückschläge – etwa, wenn man auf das Finanzamt wartet oder merkt, wie stark Jugendbewegungen durch Fluktuation herausgefordert sind. Aber wir wollten es versuchen, ganz nach dem Motto: Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Gerade junge Menschen, die vor großen Herausforderungen wie einer Gründung stehen, möchte ich daher Mut machen, einfach mal loszulegen und es zu versuchen. Denn Wege entstehen im Gehen.

Wir hätten nie geahnt, wohin die Reise führt – und dass wir nur wenige Jahre später mit unserem

– INTERVIEW –

Engagement den Ehrenamtspreis gewinnen würden. Für den Anfang braucht es vor allem etwas Mut, ein wenig Glück und ein paar motivierte Menschen. Damit lässt sich oft mehr bewegen, als man denkt.

„Wir hätten nie geahnt, wohin die Reise führt – und dass wir nur wenige Jahre später mit unserem Engagement den Ehrenamtspreis gewinnen würden.“

Was kann junge Menschen motivieren, trotz gesellschaftlicher Krisen nicht den Mut zu verlieren und aktiv zu werden?

Ich kann das Gefühl zunächst gut nachvollziehen, weil auch ich mich von Nachrichten oft erschlagen und überfordert fühle. Gerade in Zeiten des Ukrainekrieges oder in der Folge des 7. Oktobers ist ein Ohnmachtsgefühl sehr präsent, weil ich als Einzelperson nichts an der Gesamtsituation ändern kann. Aber genau dann kann es hilfreich sein, sich mit anderen auszutauschen und zu merken, dass andere ähnliche Gefühle teilen. Und dann stellt sich die Frage: Wie komme ich da wieder raus?

Ich glaube, dass Engagement im Kleinen ein erster Schritt sein kann, dem Gefühl etwas entgegenzusetzen. Denn für mich ist es verbunden mit enormen Wirksamkeitserfahrungen, bei denen ich, auch wenn sie nur ganz klein sind, merke, hier passiert gerade etwas, hier kann ich etwas bewegen, hier kann ich wirksam sein. Es sind Gänsehautmomente und ergreifende Erfolgsgeschichten, bei denen ich merke, dass Frieden im Kleinen anfängt. Das funktioniert aber nur im

Zusammenschluss mit anderen Menschen, die sich für ähnliche Ziele und Werte einsetzen. Mein Plädoyer ist daher, zu schauen, welche Initiativen es vor Ort gibt, und sich zu fragen, wofür brenne ich und was ist mir wichtig. Choose your battle. Ich kann mich in vielen Bereichen engagieren und mich entscheiden, welcher Bereich sich für mich stimmig anfühlt.

Aus welchen Erfahrungen schöpfst du Motivation für dein Engagement?

Ich habe eine Familie kennengelernt, die erst vor kurzem nach Deutschland geflüchtet war und grausame Erfahrungen gemacht hat. Sie fühlten sich hier verloren und wussten nicht, wie es weitergehen würde. Wir haben sie deshalb zu einem Begegnungswochenende von Coexister mitgenommen mit vielen Begegnungen und tollem Programm, bei dem sie ganz selbstverständlich dazugehörten. Wie stark das erfahrene Zugehörigkeitsgefühl für sie war, merkte ich an Sätzen wie: „Du bist meine erste deutsche Freundin.“ und „Das ist das schönste Wochenende meines ganzen Lebens.“ Für mich war es nur ein Wochenende, aber diese scheinbar kleine Erfahrung bedeutet für andere die Welt und solche persönlichen Geschichten sind sehr motivierend. Wenn Menschen mit einer Fluchtgeschichte und wenig Deutschkenntnissen nach einem Jahr selbst dieses Wochenende organisieren, dann ist Integration kein abstrakter Begriff mehr.

„Für mich war es nur ein Wochenende, aber diese scheinbar kleine Erfahrung bedeutet für andere die Welt.“

– INTERVIEW –

Ehrenamt scheint oft zeitaufwendig und energieraubend zu sein, aber diese Momente haben bei mir eher mehr Energie freigesetzt. Das Geben und Nehmen und die geteilte Freude, das empfinde ich als wertvolle Bereicherung. Zudem glaube ich, dass es mehr Kraft gibt, sich für statt gegen etwas einzusetzen. Denn positive Erfahrungen zeigen reale Handlungsoptionen, machen erfahrbar, wofür sich der Einsatz lohnt.

Du befasst dich auch wissenschaftlich mit dem Thema von Religion und Gesellschaft. Wie verknüpfst du Theorie und Praxis?

Ich habe bei meiner Studienwahl bewusst Politikwissenschaft und Theologie kombiniert, weil ich darin zwei zentrale gesellschaftsprägende Kräfte sehe und ich in dem Studium eine praktische Relevanz gesehen habe. Als ich mich dann entschied, mit einer Promotion am Exzellenzcluster der Religion und Politik weiterzuarbeiten, wollte ich nicht in meinem Elfenbeinturm bleiben, sondern meine Forschung sollte mich für mein Engagement in der Praxis informieren. Umgekehrt haben mich meine Erfahrungen in meiner Forschung inspiriert und mich auf neue Forschungsfragen gebracht. Für mich sind das zwei Seiten einer Medaille und es ist mir ein großes Anliegen, Wissenschaft und Praxis in eine gute Balance zu bringen.

„Wenn Religionen nicht Teil der Lösung sind, bleiben sie Teil des Problems.“

Welche Verantwortung trägt die Politik in Bezug auf interweltanschaulichen Dialog?

Zunächst braucht es Wertschätzung und ein Bewusstsein dafür, wie wichtig multireligiöse

Initiativen sind. Zwar steigt angesichts religiös motivierter Anschläge das öffentliche Interesse daran, doch interreligiöser Dialog ist kein Feuerlöscher, sondern eine präventive Kraft, die früher ansetzen muss.

Seitens der Politik braucht es eine religiöse Kompetenz (religious literacy), welche religiöse Akteure als Ressource in Diskurse einbezieht und nicht nur als potenzielles Problem versteht. Wenn Religionen nicht Teil der Lösung sind, bleiben sie Teil des Problems.

Auf lokaler und regionaler Ebene gibt es gute Beispiele für multireligiöse, ehrenamtlich getragene Initiativen. Diese Arbeit braucht eine stärkere, politische Unterstützungsinfrastruktur, zum Beispiel durch finanzielle Förderung, weil multireligiöse Initiativen meistens auf öffentliche Fördermittel angewiesen sind. Gerade in Krisenzeiten wird jedoch zuerst an Demokratieförderungsprogrammen gespart, dabei wirkt es sich langzeitig negativ aus.

Aktuell versuchen wir zum Beispiel, ein Hauptamt aufzubauen, weil wir bisher alles ehrenamtlich stemmen. Ohne externe Unterstützung ist das kaum realisierbar. Oft wird betont, wie wichtig das Engagement junger Menschen sei – doch es braucht kein Lob, sondern konkrete Förderung: durch Räume, Strukturen und finanzielle Mittel.

Was bedeutet für dich Berufung?

Berufung spielt eine zentrale Rolle in meinem Leben. Mit 15 habe ich mich mit einer Bucketlist gefragt: Wozu bin ich eigentlich auf dieser Welt? Was hat Gott mit mir vor?

Für mich ist Berufung kein fixer Plan, sondern ein dynamischer Prozess. Ich stelle mir vor, dass ich immer wieder vor verschiedenen Türen stehe und

– INTERVIEW –

durch die gehe, die sich in dem Moment stimmig anfühlt. Meist öffnen sich dahinter weitere Türen. Der Gedanke, dass es nicht nur den einen „richtigen“ Weg gibt, gibt mir Gelassenheit, nicht viel falsch machen zu können.

Vor wichtigen Entscheidungen ziehe ich mich oft nach Taizé zurück, ein Ort, der für mich zur Kraftquelle geworden ist. Dort komme ich zur Ruhe, jenseits von Erwartungen, und frage mich: Wo zieht mein Herz mich hin? Wo kann ich einfach ich sein? Wenn Intuition und Herz sprechen, höre ich darin Gottes Stimme. Das ist für mich der Moment, an dem ich eine Art der Berufung spüre.

„Wenn Intuition und Herz sprechen, höre ich darin Gottes Stimme. Das ist für mich der Moment, an dem ich eine Art der Berufung spüre.“

Und ich vertraue darauf, dass Gott mit mir geht, auch wenn ich Umwege gehe, in Sackgassen lande oder rückwärtslaufe. Gott geht mit. Berufung ist für mich dort, wo mein Herz hängt und ich ganz ich selbst sein kann. Sie gibt Orientierung auf dem Weg und darf sich dabei auch verändern.



ZUR PERSON

Carolin Hillenbrand ist 32 Jahre alt und arbeitet in Bonn als Referentin für das Cusanuswerk. Sie hat Politikwissenschaft und katholische Theologie in Mainz und anschließend Politikwissenschaft und Christentum & Kultur in Heidelberg studiert, bevor sie in Münster zu dem Thema „Religion als Kitt oder Keil? Die Rolle der Religion für den gesellschaftlichen Zusammenhalt aus empirischer, ländervergleichender Perspektive“ promovierte. Sie ist Mitgründerin des interweltanschaulichen Vereins Coexister Germany und engagiert sich ehrenamtlich für Frieden und Dialog.



TEXT ISABELLA RAISCH (25)



FÜR DIE AUSBILDUNG VON INDIEN NACH DEUTSCHLAND

4
Katholisches
Pfarramt

Warum sollte ich ausgerechnet in Deutschland Priester werden – dort, wo die katholische Kirche in der Krise steckt und immer weiter schrumpft? Warum bin ich nicht in Indien geblieben? Diese Fragen stellte sich Sebin Joseph Mattappallil zu Beginn seines Theologiestudiums in Tübingen.

Im März 2025 wurde er zum Diakon geweiht und ist nun in der Seelsorgeeinheit Marchtal tätig. Er entschied sich für eine Ausbildung in Deutschland und wird 2026 zum Priester geweiht. Wie kam es zu seinem Sinneswandel? Was sind seine Aufgaben als Diakon und wie sieht er die Kirche in Deutschland? Darüber habe ich mit ihm bei einem Besuch in Obermarchtal gesprochen.

Sebin und sein Mitseminarist Joji haben Anzüge angezogen, als Martin Fahrner, der Leiter des Tübinger Wilhelmsstifts, sie am 6. Dezember 2017 gemeinsam mit einem Studenten am Flughafen in Stuttgart abholt. Sie haben sich extra schick gemacht, denn in Deutschland tragen alle Anzug, so hat man es ihnen gesagt. Kurze Zeit später sitzen sie in Tübingen im Speisesaal des Stifts – keiner außer ihnen trägt Anzug.

„Wenn man kaum Deutsch kann, wird Schwäbisch zur echten Herausforderung.“

Von Temperaturen um die 30 Grad in ihrer Heimat sind sie nun im deutschen Dezember-Wetter gelandet. Auch wenn sie viel Unterstützung bekommen hätten, seien der Umstieg und das Ankommen hart gewesen, erzählt Sebin. Hinzu kommt die Sprachbarriere: Wenn man kaum Deutsch kann, wird Schwäbisch zur echten Herausforderung. Die beiden besuchen einen Deutschkurs und schon im September 2018 beginnen sie Latein, Griechisch und Hebräisch am Ambrosianum zu lernen. Aber nicht nur die Sprache, sondern vor allem die deutsche Kultur machen Sebin das Ankommen schwer. Er hat einen regelrechten Kulturschock. Seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter am Ambrosianum können locker abends Party machen und früh morgens in Latein auf die Fragen des Lehrers antworten – für Sebin unglaublich.

Sebin ist in seiner Heimaterdiözese Tellicherry mit 15 Jahren ins Priesterseminar gekommen. Nach seinem Schulabschluss hat er dort drei Jahre Philosophie studiert. In der Ausbildung zum Priester wären in Indien darauf ein praktisches Jahr, dann

drei Jahre Theologiestudium und dann die Diakonenweihe gefolgt. Doch nach dem Philosophiestudium hat ihn sein Bischof gefragt, ob er sich vorstellen könne, seine Ausbildung in Deutschland weiterzumachen. Er hat zugestimmt. Der Vertrag, den die Diözese Rottenburg-Stuttgart mit seiner Heimaterdiözese geschlossen hat, sieht vor: Sebin macht in Deutschland seine theologische Ausbildung, dafür bleibt er danach zehn Jahre dort als Priester.

Nach dem Sprachenlernen beginnt Sebin im Oktober 2019 das Theologiestudium. „In Tübingen zu studieren, war für mich eine Ehre“, sagt er. Die Theologische Fakultät in Tübingen habe in Indien einen guten Ruf. Doch in seiner ersten Vorlesung habe er nichts verstanden, erzählt er lachend. Kurze Zeit später fängt die Corona-Pandemie an. Die Kontakte sind eingeschränkt. Die Vorlesungen schaut Sebin sich wie alle anderen online an und sitzt allein im Wilhelmsstift. In dieser Zeit zweifelt er an seinem Weg und fühlt sich unwohl. Er vermisst seine Heimat und fragt sich, warum er ausgerechnet in einem Land Priester werden soll, in dem Kirchenaustritte und gesellschaftliche Ablehnung zunehmen. Aber Sebin entscheidet sich bewusst, den Weg weiterzugehen: „Gott möchte, dass ich hier diene.“ Mit seiner Entscheidung geht es ihm besser. In dieser Zeit hätten ihm der damalige Repetent Andreas Kirchartz, Spiritual Uwe Thauer und der Direktor des Wilhelmsstift, Martin Fahrner, sehr geholfen, sagt er.

Es ist ein sonniger Tag, als ich Sebin im Juli in Obermarchtal besuche. Der geschotterte Weg führt mich durch den Torbogen auf die Anlage des ehemaligen Prämonstratenserklosters. Gegenüber der Kirche liegt das Pfarrhaus, in dem auch Sebin wohnt. Er hat für uns gekocht. Das Essen steht schon auf dem Tisch, als ich komme. Es gibt Reis und Kichererbsen. Wir unterhalten uns über das Studium. Er fragt,



wie es in Tübingen ist, erzählt aus seiner eigenen Studienzeit. Die Katholische Kirche in seiner Heimat sei deutlich konservativer, da war die Theologie in Tübingen durchaus gewöhnungsbedürftig. Am Anfang habe Sebin Schwierigkeiten mit dem Fach Praktische Theologie gehabt. Aber er hat sich auf das Studium eingelassen. Ein paar Semester später hat er in der Praktischen Theologie eine Arbeit über postkoloniale Theologien geschrieben. Sein Lieblingsfach sei aber immer die Philosophie geblieben, seit seinem Studium in Indien. Das Theologiestudium in Tübingen habe ihn unterstützt, offener zu werden und sich persönlich weiterzuentwickeln, erzählt Sebin.

Stolz zeigt er mir seine Magisterarbeit, die direkt im Regal neben seinem Schreibtisch steht. Darin

hat er sich mit der Vernunftreligion beschäftigt. Ihn interessiert die Frage, wie Religionen ohne Konflikte existieren und miteinander auskommen können. Nach der Priesterweihe plant er zu promovieren, auch in der Philosophie.

*„Gott allein reicht auch nicht,
du brauchst schon Menschen
um dich herum.“*

Sebin erzählt mir von guten Freundschaften, die er in den acht Jahren, die er nun in Deutschland ist, geschlossen hat. Viele davon in Tübingen, was von Obermarchtal eine gute Stunde Autofahrt entfernt

– REPORTAGE –

liegt. Sebin scheint zufrieden mit der Entscheidung für seinen Beruf und diesen Lebensweg. Aber „Gott allein reicht auch nicht, du brauchst schon Menschen um dich herum“, sagt er. Umso mehr freut er sich über Kontakte in der neuen Gemeinde. Letztens hat ihn eine Familie mit zu einem Ausflug eingeladen und wieder eine andere zum Mittagessen.

In der Seelsorgeeinheit Marchtal übernimmt Sebin verschiedene Aufgaben. Er tauft, beerdigt und assistiert im Gottesdienst. Vier Stunden in der Woche unterrichtet er am Kreisgymnasium Riedlingen Katholische Religion. In der achten und elften Klasse fühlt er sich dort sehr wohl. Auch mit den Ministrantinnen und Ministranten hat er ab und zu zu tun. Am nächsten Tag geht es auf einen gemeinsamen Ausflug nach Biberach in den Klettergarten. Regelmäßig besucht er ältere Leute und spendet ihnen die Krankenkommunion, so auch heute

Nachmittag. Sebin holt seine Stola, die auf der einen Seite violett, auf der anderen weiß ist. Dazu ein kleines Buch, in dem Gottesdienstabläufe und Texte für Rituale wie dieses stehen und eine kleine lederne Tasche, in der sich die Kommunion befindet. Wir gehen aus dem Pfarrhaus hinaus und verlassen

*„Dann beten wir jetzt erstmal,
bevor wir das vergessen,
und dann trinken wir Kaffee.“*

die Klosteranlage. An diesem Tag sind viele Touristinnen und Touristen unterwegs. Entlang einiger Radfahrender und am Restaurant vor den Klostermauern vorbei laufen wir ein paar wenige hundert Meter zu Frau D. Sebin war schon öfter bei ihr und



– REPORTAGE –

freut sich schon, sie wiederzusehen. Einmal im Monat besucht er sie. Pünktlich um 14 Uhr klingelt er an der Haustür des kleinen Einfamilienhauses. Eine kleine, schmale Frau öffnet uns. Sie hat uns bereits erwartet und bittet uns ins Wohnzimmer. In der Ecke des kleinen Raums gruppieren sich ein Sofa und zwei Sessel um einen Couchtisch. Über dem Sofa hängen drei gerahmte Bilder, jeweils Vater und Mutter mit mehreren Kindern. Das sind ihre Kinder und Enkelkinder, erzählt uns Frau D. später stolz. Wir setzen uns. Sebin betreibt etwas Smalltalk und sagt dann: „Dann beten wir jetzt erstmal, bevor wir das vergessen, und dann trinken wir Kaffee.“ Frau D. zündet die Kerze auf dem Tisch an, die sie schon bereitgestellt hat. Sebin steht auf und legt sich die Stola mit der violetten Seite nach oben über die Schulter. Er faltet das Korporale, das wie eine Leinen-serviette aussieht, auf dem Tisch auf und legt die goldene Pyxis darauf, in der sich die Hostie befindet. Wir beginnen mit dem Kreuzzeichen. Sebin liest etwas aus dem Rituale. In den Fürbitten beten wir für uns alle drei, die wir hier in Frau D.s Wohnzimmer sitzen. Nach dem Vater Unser spendet Sebin Frau D. die Kommunion und wir halten einen Moment Stille.

Kurze Zeit später löscht Frau D. die Kerze. Jetzt ist der zweite Teil dran, der mindestens genauso wichtig ist: das Kaffeetrinken. Wir begleiten sie in die Küche, um ihr bei den Vorbereitungen zu helfen. Auf einem Tablett liegen bereits Gabeln, ein Kuchenheber, geblümte Servietten und Teller. Während das Wasser für den Kaffee heiß wird, treten wir auf den Balkon. Die Tür mit Fliegengitter, die Balustrade, die Balkonfliesen – alles ist schon etwas älter. Frau D. sagt, daran etwas zu verändern, würde sie ihren Nachfolgern überlassen. In Kübeln wachsen hier oben Gurken und Tomaten, die sie uns stolz präsentiert. An der Wand daneben steht ein Gartenstuhl. Auf dem sitze sie immer und habe alles im Blick. Von dem Balkon aus haben wir tatsächlich einen wunderbaren Blick über

die gesamte Siedlung, die sich auf dem gegenüberliegenden Hügel erstreckt. Ein Nachbar arbeitet unten auf seiner Baustelle. Er schaut hoch, grüßt und fragt, wer wir seien. Frau D. ruft ihm verschmitzt zu: „Tätest in d'Kirch ganga, kenntscha'n“, und zeigt auf Sebin.

*„Wenn ich solche Begegnungen
habe, dann fühle ich mich
nicht einsam.“*

Das Wasser ist heiß. Frau D. gießt drei Tassen koffeinfreien Kaffee auf, ich schneide die Himbeer-torte und wir tragen alles ins Wohnzimmer. Bei Kaffee und Kuchen erzählt Frau D. von ihrer Familie, wer gerade wo ist und welche Wege ihre Enkelinnen und Enkel gehen. Sie zählt Sebins Vorgänger auf, die sie alle regelmäßig besucht und ihr die Krankencommunion gespendet haben. Nach einer knappen Stunde brechen wir wieder auf. Auf dem Rückweg sagt Sebin zu mir: „Wenn ich solche Begegnungen habe, dann fühle ich mich nicht einsam.“

Am 27. Mai nächsten Jahres wird Sebin in seiner Heimatkirche, der St. Mary's Church in Badiadukka, zum Priester geweiht werden. 40 Menschen werden aus Deutschland dafür nach Indien fliegen. Nach der Weihe kommt Sebin aber erstmal wieder zurück nach Deutschland, so ist es im Vertrag zwischen den Diözesen festgelegt. Was die Kirche in Deutschland von der katholischen Kirche in Indien lernen kann, habe ich ihn gefragt. „Mehr unter den Menschen zu sein“, sagt Sebin.



TEXT JOHANNA MÜLLER (22)

7 FRAGEN AN...

Volker Malburg



ZUR PERSON

Dr. Volker Malburg (54) ist Regens des überdiözesanen Seminars für Priesterausbildung St. Lambert in Lantershofen. Nach seinem Abitur 1990 in Hermeskeil studierte er katholische Theologie in Freiburg und Trier und wurde 1997 zum Priester geweiht. Daraufhin arbeitete er als Kaplan in verschiedenen Gemeinden, sowie als Schulpfarrer an einem Gymnasium. Von 2003 bis 2009 promovierte er an der Ludwigs-Maximilians-Universität in München im Fach Pastoraltheologie. Seit 2010 ist er Dozent für Pastoraltheologie in St. Lambert, das er seit 2016 auch leitet.

– 7 FRAGEN AN –

1 Was ist Ihre liebste Feierabendbeschäftigung?

Am liebsten treffe ich mich mit Freunden oder rufe einen guten Freund an.

2 Sie arbeiten mit Menschen, die sich für eine radikal neue Lebensweise entscheiden.

Welche Beweggründe inspirieren Sie am meisten?

Mich fasziniert, dass ich an der Berufungsgeschichte von Menschen teilhaben darf. Ich darf sehen, wie Gott Menschen führt, wie das Evangelium in ihnen und durch sie Gestalt gewinnt und wie Gott sie in ihrer Berufung wachsen lässt.

3 An welchem Ort innerhalb des Seminars halten Sie sich gerne auf?

Ich genieße es vor allem, in der Kapelle des Studienhauses und in meiner Wohnung zu sein.

4 Was bedeutet für Sie „Berufung“?

Gott hat für jeden Menschen einen Plan. Berufung bedeutet, diesen Plan Gottes für mein Leben zu erkennen und ihm zu folgen. Das kann die Berufung zum Priester sein, aber eben auch ein anderer Weg, auf den Gott mich führen will.

5 Wenn Sie eine Sache in Ihrem bisherigen Leben ändern könnten, welche wäre das?

Ich bin mit meinem Lebensweg, so wie er ist, ganz zufrieden. Ich würde aber noch gerne Spanisch und Italienisch sprechen können.

6 Von welchem Lied hatten Sie das letzte Mal einen Ohrwurm?

Von der Prozessionspolka der Echternacher-Springprozession. An der habe ich in diesem Jahr mal wieder teilgenommen.

7 Welche/r Heilige fasziniert Sie besonders?

Der Heilige Franziskus beindruckt mich aufgrund seiner Freude an Gott, der Schöpfung und den Menschen.



TEXT MARA STROHM (21)

ZUR PERSON

Sonja Zillgen (54) stammt aus dem Bistum Trier, ist studierte Übersetzerin und wohnt in Nattheim bei Heidenheim. Seit drei Jahren studiert sie Angewandte Theologie im Fernstudium in Paderborn, während sie bei sich zu Hause Theorie und Praxis in einem Praktikum in der Kirchengemeinde/SE verknüpft.



– PORTRÄT –

„MACH DAS DOCH, DU KANNST DAS“

Quereinsteigerin
Sonja Zillgen erzählt

– PORTRÄT –

Dass Sonja Zillgen eine theologisch interessierte, offene und herzliche Person ist, habe ich bemerkt, als wir uns nach dem offiziellen Interview-Teil noch kurz persönlich unterhalten haben, und sie mich nach meiner Magisterarbeit gefragt hat. Direkt habe ich mich in die Cafeteria des Theologicums versetzt gefühlt, wo man solche Gespräche mit Freund*innen und Kommiliton*innen führt.

Doch Sonja Zillgen studiert nicht mit mir zusammen, sondern von ihrem Zuhause Nattheim aus, ein „Kuhdorf“, wie sie es nennt.

Das ist möglich durch den Bachelorstudiengang „Angewandte Theologie“, den man im Fernstudium in Paderborn studieren kann. Doch wie kommt man dazu, Ü50 nochmal zu studieren? „Also ich bin so das typische Bild von Frau, gut situiert, noch nicht senil, aber auch schon über das Kinderkriegen-Alter hinaus. Da sind viele Leute der Meinung: Die kann sich ja jetzt ehrenamtlich engagieren. Und da greifen halt alle nach dir. Alle freuen sich, wenn man arbeitet, aber am besten man bringt das Geld schon mit.“

Langsam und mit Nachdruck sagt sie: „Ich war wirklich frustriert und habe mich ausgenutzt gefühlt. Ich habe auf meine berufliche Karriere verzichtet, der Kinder wegen, was ich auch jederzeit wieder so tun würde und was ich keine Sekunde bereue. Und als die Kinder alt genug waren, dass ich etwas anderes hätte tun können, wurde meine Mutter zum Pflegefall, da habe ich mich komplett verausgabt. Als ich damit fertig war und die Perspektive sah, die mir die Gesellschaft geboten hat, dachte ich mir: Toll, wenn

ich das so weiter mache, gehe ich mit 200 Euro Rente hier raus. Warum? Und da war dann dieser Zorn. Es sind 90 Prozent Frauen, die das betrifft. Irgendwann habe ich das nicht mehr eingesehen. Und dieser Zorn war die Triebfeder, die mich dazu gebracht hat, spontan einen Bachelorstudiengang zu beginnen.“

Dass es dann ein Studium der Theologie geworden ist, kommt bei Sonja nicht von ungefähr. Sie war immer schon in der Kirchengemeinde engagiert und hat bereits berufsbegleitend „Theologie im Fernkurs“ (Würzburg) ausprobiert. Nun, in einer

neuen Lebenssituation, die Kinder ausgezogen zum Studieren, die Mutter im örtlichen Pflegeheim und nicht mehr zu Hause, ergeben sich neue Möglichkeiten. Ein Berufseinstieg in ihrem alten Arbeitsfeld der Übersetzerin wäre schwierig geworden, aber dann wurde sie positiv überrascht: „Wenn man an katholische Kirche und Frauen denkt, dann denkt

man ja nicht unbedingt daran, dass eine Frau sagt: ‚Da geh ich hin, weil da darf ich sein.‘ Aber mir hat hier niemand gesagt: Erstens, du als Frau und zweitens, du bist ja schon zu alt, sondern ich habe hier wirklich diese Möglichkeit, die ich woanders nicht bekommen habe.“

Und dann erzählt sie davon, was letztlich der „Anschucker“ war, der sie zu diesem Schritt ins Studium bewegt hat. In einem Gespräch mit einer befreundeten Gemeindereferentin, bei dem es auch um das Ehrenamt und die Rolle der Frau ging, kamen sie auf die hauptamtliche Arbeit in der Kirche zu sprechen. „Sie hat mich ermutigt und zu mir gesagt:

„Aber mir hat hier niemand gesagt: Erstens, du als Frau und zweitens, du bist ja schon zu alt, sondern ich habe hier wirklich diese Möglichkeit, die ich woanders nicht bekommen habe.“

– PORTRÄT –



Mach das doch, du kannst das. Da habe ich gemerkt:
Das traut mir jemand zu, der vom Fach ist, der mich
kennt. Und dann habe ich losgelegt.“

Nach zwei Jahren Grund- und Aufbaukurs bei „Theologie im Fernkurs“ in Würzburg hat sie sich noch näher informiert, Kontakt mit dem Bewerberkreis aufgenommen und bei einem Kurswochenende ein persönliches Gespräch mit Julia Scharla geführt, die für die Ausbildungsbegleitung künftiger Gemeindereferent*innen zuständig ist und damit für die Studienfächer „Angewandte Theologie“, „Praktische Theologie“ und „Religionspädagogik“ in Freiburg, Mainz, Benediktbeuern, Sankt Georgen und Paderborn, sowie für die Fernstudiengänge an den Hochschulen Paderborn, Mainz und Sankt Georgen.

Nach der Coronazeit war dieses Gespräch beim Spaziergang am Neckar der zweite „Anschucker-moment“ und während sie davon erzählt, muss sie lachen und tatsächlich klingt es wie eine unglaubliche Anekdote. „Freitags habe ich mit Frau Scharla gesprochen und Freitag war eigentlich der letzte Tag, wo ich mich in Paderborn hätte einschreiben

*„Vielleicht war es gut, dass es so hopplahopp ging.
Wenn ich mir das damals so richtig überlegt hätte,
mit knapp 50 nochmal ein Bachelorstudium zu beginnen, weiß ich nicht, ob ich den Mut aufgebracht hätte.“*

– PORTRÄT –

können. Also eigentlich war es schon zehn nach zwölf. Ich habe dann in Paderborn angerufen und gesagt: „Ich würde gerne kommen“ und die waren super nett. Es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt und dann ging es hopplahopp.“ Schon am Montag darauf startete nämlich die erste Präsenzwoche in Paderborn.

Dann wird sie kurz nachdenklich und reflektiert: „Vielleicht war es gut, dass es so hopplahopp ging. Wenn ich mir das damals so richtig überlegt hätte, mit knapp 50 nochmal ein Bachelorstudium zu beginnen, weiß ich nicht, ob ich den Mut aufgebracht hätte.“ Aber so ging es am Montag nach erfolgreicher Immatrikulation nach Paderborn und seitdem ist sie am Ball geblieben und bereut ihre Entscheidung nicht, wie sie mehrmals betont.

Das Fernstudium ermöglicht ihr, fast jeden Tag ihre Mutter im Pflegeheim zu besuchen und mit ihrem Mann in Nattheim wohnen bleiben zu können. Der Nachteil: Literatur für Hausarbeiten aufzutreiben, denn die digitalen Bestände sind noch ausbaufähig. Doch auch im Fernstudium hat sie Kommiliton*innen, sie helfen sich gegenseitig, tauschen nicht nur Literatur, sondern auch Tipps aus, vernetzen sich, zwar nicht in der Cafeteria, aber in WhatsApp. Und außerdem gibt es Präsenzwochen, sodass sie Leute aus den unterschiedlichen Bistümern kennenlernen.

Schade findet sie, dass einige das Fernstudium abgebrochen haben, aber sie kann auch verstehen, dass das Studium neben Beruf und Familie schnell zu viel werden kann. „So ein Bachelorstudiengang ist halt doch kein Sonntagsspaziergang“. Sie hatte großen Respekt vor den Prüfungen und Hausarbeiten, „aber als erstmal die ersten Prüfungen geschafft und die Noten nicht ganz so grottig waren, dann steigt auch das Selbstbewusstsein: Ich kann's ja noch, obwohl ich alt bin.“



Da sie von der Ausbildungsleitung die Möglichkeit bekommen hat, einen Teil ihres berufspraktischen Jahrs studienbegleitend zu machen, fühlt es sich momentan wie ein duales Studium an, was sie toll findet: „Was ich lerne, kann ich auch sofort anwenden und umgekehrt. Und da der Studiengang „Angewandte Theologie“ heißt, ist von den Dozierenden gewollt, dass die Studierenden Rückmeldungen aus der Praxis geben: „Das hat gefloppt oder das hat gut geklappt.“

Das Fernstudium ermöglicht ihr, fast jeden Tag ihre Mutter im Pflegeheim zu besuchen und mit ihrem Mann in Nattheim wohnen bleiben zu können.

Insgesamt vermittelt sie den Eindruck, dieses Theologiestudium mit Ehrgeiz und großem Interesse anzugehen, aber auch mit einem gelassenen Mindset: „Ich habe ja nichts zu verlieren. Selbst wenn ich es nicht schaffe, dann stehe ich im Prinzip da, wo ich vorher war, nur mit mehr Wissen und

– PORTRÄT –

Erfahrungen.“ Und an dieser Stelle merke ich als junge Studentin, dass das Alter doch einen Unterschied macht. Zum Beispiel habe ich auch danach gefragt, welches Ziel sie mit dem Studium verfolgt, wo sie damit hinwill, weil ich das aus meiner Perspektive so kenne. Ihre Antwort, gespeist aus Lebenserfahrung, hat mich positiv irritiert: „Ich denke, wenn du sagst: „Hier bin ich, wo ich hinwollte, hier ist jetzt Endstation.“, dann ist wirklich Endstation. Ich möchte mich weiterentwickeln, wo mich das hinführt, wird sich zeigen ...“

Sonja Zillgen schaut mit einer bewundernswerten Klarheit auf ihr Leben, sie weiß, was ihre Prioritäten sind, und was sie will. Nächsten Sommer wird sie ihren Abschluss machen und dann folgen das Berufspraktische Jahr und zwei Jahre Assistenzzeit, was sie sehr wichtig findet, denn „so wird man nicht ins kalte Wasser geschmissen.“

Und danach, ab in irgendeine Gemeinde? Wir jungen Studierenden sind ja meistens flexibel, haben noch an keinem Ort Wurzeln geschlagen und wenig familiäre Verpflichtungen. Auch da ist sie ganz klar: „Wenn man mir jetzt sagen würde: „Du musst wer weiß wohin umziehen.“, dann müsste ich leider sagen: „Okay, schön war's, aber dann mache ich das nicht, das geht nicht.“ Aber ich habe überhaupt nicht den Eindruck, dass das zum Problem werden könnte.“ Und auf meine Schlussfrage, ob sie noch etwas sagen will, was durch meine Fragen nicht abgedeckt worden ist, sagt sie nach einer kurzen Denkpause nur lachend: „Ein Tipp an alle: Mit dem Studentenausweis gibt es meistens nur bis 30 Rabatt. Also dafür rentiert sich's nicht.“



TEXT VALERIE STENZEL (25)

Seelsorger:in werden? »Quereinstieg« Gemeindereferent:in



Formale Voraussetzung:
abgeschlossene Berufsausbildung oder eine Hochschulzugangsberechtigung.



Persönliche Voraussetzung:
Wunsch nach etwas „Mehr“, nach beruflicher Veränderung und Interesse an der Arbeit mit Menschen und am Glauben.



Fern- oder Duales Studium:
An den Hochschulen in Benediktbeuern, Paderborn, Mainz und Frankfurt-St. Georgen kann die Voraussetzung für den Beruf Gemeindereferent:in erworben werden.



Nach der Berufseinführung und der erfolgreichen zweiten Dienstprüfung erfolgt die Beauftragung als Gemeindereferent:in.



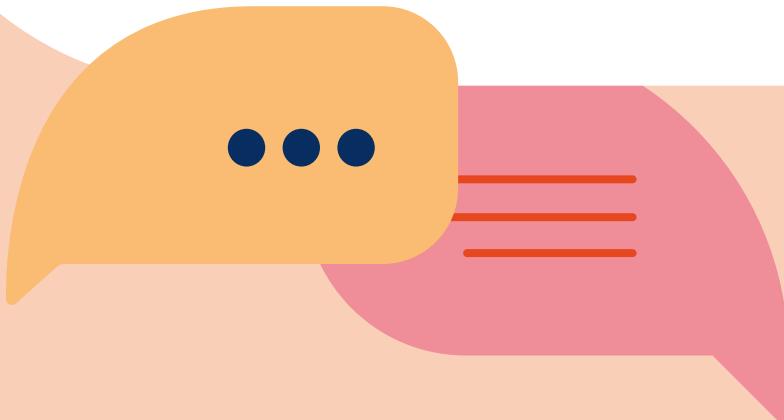
Ausführliche Informationen und Ansprechpersonen unter:
www.berufe-der-kirche-drs.de/gemeindereferentin



28 berufen

„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ...“

Hermann Hesse



Ob klein oder groß: Neuanfänge brauchen mehr als nur eine Portion Mut. Sie stecken aber auch voller ungeahnter Möglichkeiten. Vier unterschiedliche Menschen berichten uns von ihren ganz eigenen Erfahrungen, ihren mutigen Schritten und von dem Segen, den sie auf ihrem Weg gefunden haben.

– UMFRAGE –

Zum ersten Mal Ministrantin sein

Chantal Simeth

Chantal Simeth (22) studiert Angewandte Theologie und Religionspädagogik in Freiburg. Vor einigen Monaten hat sie das erste Mal begonnen, zu ministrieren. In der Gemeinde der Dominikaner in St. Martin hat sie einen Ort gefunden, an dem sie diese neue Aufgabe wagen und sich mit ihrem vielfältigen Dienst aktiv einbringen kann.

Liebe Chantal, was hat dich dazu bewegt, von dir aus das Ministrieren lernen und dich aktiv in den Gottesdiensten einbringen zu wollen?

In meiner Heimatgemeinde lernt man das Ministrieren normalerweise schon direkt nach der Erstkommunion. Ich hatte mich damals aber leider dagegen entschieden. Als ich mich dann mit 15 Jahren mehr mit meinem Glauben beschäftigt habe, war in mir bereits der Wunsch da, doch auch Ministrantin zu werden. Ich habe mich aber nie getraut, zu der Zeit nochmal neu anzufangen. Aufgrund des Studiums bin ich dann nach Freiburg gekommen. Hier habe ich dann in St. Martin zunächst nur als Lektorin angefangen; aber ich habe mich sehr gefreut, als man mich eines Tages gefragt hat, ob ich nicht auch gerne Ministrantin werden würde.

Inwiefern haben dein Dienst und dein Engagement als Ministrantin deinen Blick auf Kirche, Gemeinschaft und Gottesdienste oder auch deine eigene Spiritualität verändert?

Durch meinen Dienst als Ministrantin darf ich aktiv

den Gottesdienst mitgestalten. So kann ich nicht nur den Gottesdienst miterleben, sondern merke, dass ich ihn auch gerne mittrage und Verantwortung übernehme. Durch diese Aufgabe habe ich gelernt, dass Kirche im Wesentlichen von Gemeinschaft lebt und dass jeder Einzelne etwas beitragen kann. Außerdem nehme ich den Gottesdienst viel intensiver wahr, weil ich die Abläufe, Symbole und Rituale viel besser verstehe.

Welche Botschaft möchtest du unseren Leserinnen und Lesern mit auf den Weg geben, die selbst vor einem kleinen oder großen Neuanfang stehen oder darüber nachdenken?

Ich selbst habe nicht mehr gedacht, dass ich überhaupt noch Ministrantin werde. Eigentlich war das Thema für mich schon abgeschlossen. Umso mehr habe ich mich gefreut, als man mich gefragt und mir angeboten hat, es zu lernen. Das war wirklich ein Neuanfang, weil ich alles von Grund auf lernen musste, aber es hat Spaß gemacht! Deshalb möchte ich allen mitgeben: Habt keine Angst vor Neuanfängen – manchmal wartet genau dort etwas Schönes auf euch! Vielleicht auch etwas, womit ihr gar nicht mehr gerechnet habt.



TEXT DOMINIK KUNEK (27)

In einer fremden Stadt neu ankommen

Vincenz Schnarz



Vincenz Schnarz (26) ist seit 2023 Seminarist im Priesterseminar des Erzbistums Freiburg. Im Rahmen seiner Ausbildung lebte und studierte er ein Jahr lang an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Eine Zeit des Aufbruchs, des Neuanfangs und des Heimkommens inmitten der Weltkirche.

Lieber Vincenz, wie hast Du diesen Neuanfang in einer fremden Stadt, mit einer neuen Sprache und neuen Menschen erlebt? Was hat dir dort geholfen, Fuß zu fassen?

Vor allem zu Beginn war der Sprachkurs eine wertvolle Stütze. Aus dieser Gruppe sind schnell erste Kontakte und Freundschaften entstanden. Darüber hinaus war die Gemeinschaft der Herz-Jesu-Priester ein wichtiger Anker. Ihre Offenheit und Gastfreundschaft haben mir geholfen, mich schnell willkommen zu fühlen. Und nicht zuletzt war es für mich auch der Glaube – das Vertrauen, dass Gott mitgeht.

Die katholische Kirche ist eine weltumfassende Kirche. Wie hast Du diese Spannung in Rom wahrgenommen?

Für mich war jede neue Bekanntschaft ein kleiner Neubeginn: sich auf den Weg zu machen, eine Beziehung entstehen zu lassen! Die Spannungen innerhalb der Kirche habe ich dabei als etwas Lebendiges erlebt. Der Glaube und auch die Theologie lebt vom Dialog, vom Austausch unterschiedlicher Sichtweisen, vom gemeinsamen Ringen um die eine Wahrheit. Sinnbildlich für diese Vielfalt stehen für mich auch

Papst Franziskus und Leo XIV.: beide prägen oder prägten ganz persönlich die Kirche, beide begeistern Menschen – und doch können sie es nie allen recht machen. Das zeigt die Spannungen unserer Kirche.

Wie könnten Gemeinden und Gläubige vor Ort den Geist des Neuanfangs leben – gerade auch im Hinblick auf die Veränderungen innerhalb der Kirche in Deutschland?

Das Wichtigste ist, nie den Mut und die Hoffnung zu verlieren, dass Aufbruch in der Kirche auch etwas Gutes hervorbringen kann. Gerade in Zeiten des Wandels brauchen wir als Gemeinden und Gläubige ein tiefes Vertrauen darauf, dass Gott mitgeht – auch wenn der Weg manchmal unklar erscheint. Ein echter Neuanfang in der Kirche braucht den Rückbezug auf Gott. Nur daraus, aus dem Hören auf sein Wort und dem gemeinsamen Gebet, kann ein Aufbruch gelingen, der das Ziel nicht aus den Augen verliert: das Evangelium zu verkünden und das Reich Gottes wachsen zu lassen. Wenn wir in diesem Geist handeln, dann ist jeder Neuanfang ein glaubwürdiges Zeugnis der Hoffnung. Dann können wir, ganz nach dem Motto des Heiligen Jahres, „Pilger der Hoffnung“ sein.



TEXT DOMINIK KUNEK (27)

– UMFRAGE –



Gabriela Rothmund-Gaul

Beruflicher Neuanfang mit Ende 50

Gabriela Rothmund-Gaul (59) arbeitet seit Juli 2025 als Redakteurin beim Katholischen Sonntagsblatt. Als Mutter von drei Kindern, über 20 Jahre Teilzeit selbstständig arbeitend und vielseitig ehrenamtlich engagiert, hat sie sich ihren Weg zurück in ein geregeltes Arbeitsumfeld erarbeitet. Nun hat sie es nochmal gewagt, fast Vollzeit und angestellt in einem neuen Job neu anzufangen.

Liebe Gabriela, was bedeutet dieser Neuanfang für dich? Ist es dir leicht gefallen, diesen Schritt zu gehen?

Er war eine bewusste Entscheidung, verbunden mit der Hoffnung, viele Fähigkeiten, die ich über die Jahre außerhalb der Berufstätigkeit erworben habe, einzubringen und anzuwenden.

Die Printmedien verlieren immer mehr an Bedeutung und dennoch hast du dich dazu entschieden, hier deinen Neustart zu wagen. Wie stehst du dazu und was macht diese Unsicherheit, die mit dem Neuanfang Hand in Hand geht, mit dir?

Den Wandel in der Medienlandschaft beobachte und erlebe ich ja schon lange. Das ist hochspannend. Dem Buch wurde der Untergang angesagt, aber es lebt besser denn je. Bei den Tageszeitungen ist das Nutzerverhalten definitiv zugunsten der digital verfügbaren Informationsquellen umgeschlagen. Aber geblieben ist die Notwendigkeit von gut recherchierten Artikeln, um die Menschen zu informieren. Wer weiß, ob das Sonntagsblatt vielleicht auch mal nur noch online verfügbar ist.

Egal wie alt wir sind, ein Neuanfang ist immer ein großer Schritt! Vielleicht gab es schon öfter einen Neuanfang in deinem Leben? Was hast du daraus gelernt und was möchtest du uns mit auf unseren Lebensweg geben?

In der Tat haben wir jeden Tag die Chance zum Neuanfang, mal groß, mal klein. Das Leben ist ein Weg, den wir beschreiten, und da sind mitunter Abzweigungen notwendig. Hindernisse zu überwinden und es geht auf und ab. Ich habe mir immer gesagt, dass es am dümmsten ist, wenn man stehen bleibt. So wagte und wage ich immer das Weitergehen, auch wenn ich nicht im Voraus weiß, was mich um die nächste Kurve erwartet. Langeweile ist dabei nie aufgekommen und so manches Mal habe ich auch gestöhnt, aber frei nach dem Motto „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“ habe ich damit immer gewonnen: Lebenserfahrung, Freunde, Familie, ein Lächeln, ein Dankeschön und oft Unverhofftes, darunter auch Glücksmomente!



TEXT JULIA GAUL (26)

Ein Neustart mit Kind und Karriere



Magdalena Henken-Viereck

Magdalena Henken-Viereck (37) ist seit September 2024 Leiterin des Theologischen Mentorats in Tübingen. Im November 2024 ist sie zum zweiten Mal Mutter geworden. Wie das ihren Alltag prägt und warum ein Neuanfang damit zu tun hat, hat sie uns erzählt.

Für ein Kind ist alles immer ganz neu. Was bedeutet es, diese Entdeckungen im Alltag und in der Welt des Kindes mitzuerleben? Jeden Tag, jedes Mal ein Neuanfang?

Das stimmt, gerade in den ersten Lebensmonaten gibt es ganz viele dieser Neuanfänge. Für mich ist es jedes Mal ein kleiner Glücksmoment, wenn ich bewusst wahrnehmen darf, dass meine Tochter etwas Neues entdeckt. Vor ein paar Tagen habe ich vor ihren Augen eine Kerze angezündet und da war diese große Faszination in ihrem Blick. Für mich sind das besondere Momente, in denen ich die Welt durch die Augen meiner Tochter neu entdecken darf, und so über scheinbar Alltägliches neu staunen kann.

Nach dem Mutterschutz wieder in die Arbeitswelt zu starten und dann auch noch die Chance zu haben, die eigene Tochter immer mitzunehmen, das klingt nach einem Neuanfang, wie man ihn sich vorstellt. Wie war das bei dir?

Ich weiß diese Möglichkeit sehr zu schätzen. Dass es auch einefordernde Zeit werden würde, war mir

im Voraus bewusst. Denn natürlich gab es kräfte-zehrende Momente, aber dank der Unterstützung meines Mannes in Kombination mit viel Home-office, würde ich sagen, dass wir diesen Neuanfang gut gemeistert haben. Zu einem großen Teil auch deswegen, weil unsere Tochter das mit ihrem sonnigen Gemüt ermöglicht hat.

Was können wir aus Neuanfängen lernen? Sind sie wichtig, um nächste Schritte zu gehen, den eigenen Komfort zu verlassen? Was kann uns helfen bei einem Neuanfang?

Das Spannende an Neuanfängen ist, dass man im Voraus nicht weiß, was sie für einen bereithalten. Und so steht man vor der großen Frage, ob man den Herausforderungen, die da kommen, gewachsen ist, ob die eigene Kraft reicht, die Hürden auf dem neuen Weg zu meistern. Aber im Gehen durfte ich die Erfahrung machen, dass ich nicht schon im Voraus alles wissen muss, sondern, dass ich an und buchstäblich in den Herausforderungen wachsen kann. Für mich bedeutet das auch auf die Zusage zu vertrauen, dass Gott der Ich-bin-da ist, der mir für jeden Tag die Kraft schenkt, die ich an diesem Tag brauche. Im Scheitern, wie im Gelingen.



TEXT JULIA GAUL (26)

DER NEUBEGINN ALS GESCHENK GOTTES

Zur Theologie der Vergebung

Man muss nicht viele Erfahrungen in der kirchlichen Praxis gesammelt haben, um zu erkennen, dass sich das Bußsakrament (oder heute: das Sakrament der Versöhnung) in einer Krise befindet. Wahrscheinlich sind es zumeist zwei Fragen, die die Probleme vieler Katholiken mit diesem Sakrament zusammenfassen: Auf einer grundlegenden Ebene: Wozu brauche ich überhaupt göttliche Vergebung, wenn ich Schuld auf mich geladen habe? Auf der anderen Seite geht es um die Gestalt des Sakraments: Wozu braucht es die kirchliche Instanz im Sakrament der Versöhnung? Kann ich das nicht auch einfach persönlich mit Gott ausmachen? Abseits der bekannten Antworten sollen hier einmal einige wenig rezipierte Ansätze der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dargestellt werden.

Vergebung vollzieht sich im katholischen Verständnis – neben zahlreichen außersakramentalen Formen – insbesondere in der Taufe und stetig aktualisiert in Eucharistie und Bußsakrament. Dabei existiert Letzteres in der gesamten Kirche in seiner heutigen Form erst seit etwa tausend Jahren. Bis ins 6. Jahrhundert war es allgemein üblich, nur ein einziges Mal im Leben seine (schweren) Sünden zu bekennen. Dies geschah öffentlich, vor der ganzen Gemeinde, und forderte als Konsequenz den

– THEOLOGISCHES HÄPPCHEN –

Ausschluss aus der Gemeinde und die Erfüllung schwerer Bußleistungen. Erst wenn der Sünder auf diese Weise Wiedergutmachung geleistet hatte, nahm die Gemeinde ihn feierlich wieder in ihre Mitte auf. Die altkirchliche Bußpraxis bestand also nicht nur in einer persönlichen Buße, sondern zielte auch auf eine Wiederversöhnung mit der Gemeinde; sie beinhaltete eine soziale und eine ekklesiologische Dimension, da sie auf die kirchliche Versammlung, die ekklesia, bezogen war. Nun herrscht in der katholischen Dogmatik die Überzeugung, dass sich zwar die Gestalt eines Sakraments durchaus ändern kann, sein grundsätzlicher Gehalt aber stets erhalten bleibt. Das gilt auch für die Beichte, wenn auch die ursprüngliche soziale und ekklesiologische Dimension hier kaum mehr erkennbar ist, worin eine Weiterentwicklung des Sakraments wünschenswert wäre. Sie ist dennoch immer noch vorhanden, wie Karl Rahner deutlich macht, abgebildet in der Person des Priesters, der hier nicht nur Christus, sondern auch die Kirche repräsentiert, jene Gemeinschaft, aus der ich mich durch meine Sünden ausgeschlossen habe und in die die Kirche mich wieder aufnehmen möchte. Die Praxis der Bußgottesdienste schließt hier an: Wir Christen sind als Gemeinschaft unterwegs, in dieser Gemeinschaft feiern wir gemeinsam, aus dieser Gemeinschaft können wir auch herausfallen. Doch die Vergebung Gottes und die Fürbitte der Kirche ermöglichen ein Ende von Trennung und Ausschluss und einen Neuanfang als Glied des Leibes Christi. Rahner hat all dies noch vor dem Zweiten Vaticanum auf den Punkt gebracht: Das Bußsakrament „ist ein Dialog zwischen Gott und Mensch; es ist Liturgie; es ist ein Bekenntnis der Schuld gegen die heilige Gemeinschaft der Erlösten.“

Die Debatte darum, ob göttliche Vergebung, wie das Bußsakrament sie vor Augen stellt, überhaupt nötig ist, wurde im 20. Jahrhundert auch vor dem

Hintergrund der unmenschlichen Verbrechen der Shoa und des Zweiten Weltkriegs geführt. Deshalb befasste man sich mit der Frage, ob solches Unrecht überhaupt vergeben werden könne, was ausgegerechnet der jüdische Philosoph Jacques Derrida bejahte. Dies liegt an einer Begriffsunterscheidung, die nach Derrida insbesondere Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz und Paul Ricoeur formuliert haben, an der Unterscheidung zwischen Verzeihen und Vergeben. Verzeihen beschreibt dabei eine Handlung des Verzichts: Indem ich meinem Gegenüber verzeihe, heißt das, dass ich den Unterschied zwischen mir und ihm aufhebe und auf meinen Anspruch darauf, ihn anzuklagen, verzichte. Dem steht Vergebung gegenüber, die über das Verzeihen hinausgeht: Wer vergibt, gibt im Überfluss, er vergisst die Schuld nicht, aber er schenkt einen Neuanfang jenseits der Schuld, er vergibt eben ohne Begrenzung, bedingungslos und ohne Hintergedanken. Für Derrida umfasst Vergebung deshalb nur das, was unverzeihlich ist, all das, was außerhalb der Kraft des Menschlichen liegt. Selbst das, was zwischenmenschliche Verzeihung nicht mehr umfassen kann, kann also in diesem göttlichen Geschenk vergeben werden. Vergebung ist Handeln Gottes, nur er kann sie schenken, was auch im Alten Testament deutlich wird: Das hebräische Verb für „vergeben“ ist eines der wenigen, das nur Gott als Akteur kennt, wie es beim Alttestamentler Andreas Schüle heißt. Gott allein ist es, der unsere menschlichen Grenzen überwinden kann, indem er das Unrecht aufhebt, es vernichtet und so einen echten Neuanfang schenkt, gemäß dem Ausspruch Jesu an die Ehebrecherin: „Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!“ (Joh 8,11)



TEXT GABRIEL HÄUSSLER (25)

HL. CÄCILIA

SAINTS
TODAY



Musik öffnet den Weg zu Gott

Was zeichnet eigentlich eine Heilige oder einen Heiligen aus? Neben ihren typischen Attributen und Darstellungsweisen sowie ihren legendenumwobenen, individuellen Geschichten würde ich behaupten, dass es vor allen Dingen eine besondere Beziehung zu Gott und zu den Menschen ist. Heilige erschaffen Räume für die Begegnung von Gott und Mensch. Märtyrer*innen, welche als Heilige verehrt werden, sind in einer besonderen Weise mit Gott und Jesus Christus verbunden. Sie vollziehen in ihrem Leiden das Leiden Christi nach und führen die Menschen dadurch näher an das Mysterium Christi heran.

Die heilige Cäcilia ist eine Märtyrerin und die Patronin der Musik. Sie drückt demnach in doppelter Weise die Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen aus. In ihrem Martyrium zeigt sich die enge und treue Bindung zu Jesus Christus. Ihr Leben und ihr Sterben widmet sie ganz Gott. Bis zum Äußersten, dem Tod, legt sie Zeugnis für ihren Glauben ab und übt damit eine große Faszination auf ihre Mitmenschen aus. Die Musik, ihr Patronat, schlägt ebenfalls eine Brücke der Verbindung zwischen Menschlichem und Göttlichem. Sie vermag Dinge auszudrücken, für welche der Mensch vielleicht nicht immer Worte oder angemessene Ausdrucksweisen finden kann. Sie besitzt göttliche und himmlische Eigenschaften, die die Grenzen des Irdischen überschreiten können.

Cäcilia war eine römische Adlige, die im dritten Jahrhundert lebte und bereits als Kind heimlich mit Jesus Christus einen Bund geschlossen hatte. Sie lebte jedoch in einer Zeit, in welcher das Christentum eine verfolgte Minderheit war und ihr Glaube für sie daher eine große Bedrohung darstellte. Auf

Anordnung ihrer Eltern wurde Cäcilia mit Valerianus verlobt, welcher kein Christ war. Sie fügte sich zwar der elterlichen Anordnung, blieb sich selbst und ihrem Glauben aber auf ganzer Linie treu. Ihr Vertrauen auf Gott mündete in starkem Selbstvertrauen und es gelang ihr, nicht nur ihren Glauben weiter auszuleben, sondern darüber hinaus noch ihren Mann von diesem Glauben zu überzeugen. Valerianus ließ sich taufen. Beide widmeten sich dem Dienst der Nächstenliebe und versorgten verfolgte Christen. Beide entkamen jedoch auch den Verfolgungen der damaligen Zeit nicht und erlitten das Martyrium. Cäcilias Gedenktag ist der 22. November.

Cäcilias Mut und Selbstbewusstsein – gerade als Christin und junge Frau – in einer Zeit, die weder für Christ*innen noch für Frauen einfach war, sind auch heute noch faszinierend und bewundernswert. Sie senden eine ermutigende Botschaft an Menschen, besonders Frauen, die in der heutigen Zeit und Welt versuchen zurechtzukommen und ihr Leben zu meistern. Wo Menschen leiden, ihrer Freiheit beraubt sind oder ihren Zweifeln nicht entkommen, kann die Musik einen Weg zu Gott eröffnen und dadurch Hoffnung und Zuversicht schenken. Man kann sich Cäcilias unerschütterliches Vertrauen auf Gott und in sich selbst zum Vorbild nehmen. Wer Gott vertraut, kann sich selbst vertrauen. Wer sich selbst etwas zutraut, bewältigt verschiedene Lebenssituationen, seien es überraschende Herausforderungen oder auch nur die Eintönigkeit des Alltags.



TEXT KARLINA KRAUSE (20)

¹ Das Wort, das Jesaja, der Sohn des Amoz, über Juda und Jerusalem geschaut hat. ² Am Ende der Tage wird es geschehen: Der Berg des Hauses des HERRN / steht fest gegründet als höchster der Berge; er überragt alle Hügel. / Zu ihm strömen alle Nationen. ³ Viele Völker gehen / und sagen: Auf, wir ziehen hinauf zum Berg des HERRN / und zum Haus des Gottes Jakobs. Er unterweise uns in seinen Wegen, / auf seinen Pfaden wollen wir gehen. Denn vom Zion zieht Weisung und das Wort des HERRN von Jerusalem. ⁴ Er wird Recht schaffen zwischen den Nationen / und viele Völker zurechtweisen. Dann werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden / und ihre Lanzen zu Winzermessern. Sie erheben nicht das Schwert, Nation gegen Nation, / und sie erlernen nicht mehr den Krieg. ⁵ Haus Jakob, auf, / wir wollen gehen im Licht des HERRN. (Jes 2,1-5 EÜ 2016)

„O Herr, wenn Du kommst, wird die Welt wieder neu“ –

Vom Neu-Anfangen im Advent

Der erste Adventssonntag bedeutet für uns Christ:innen eigentlich einen dreifachen Neuanfang: An diesem Tag beginnt ein neues Kirchenjahr, der Weihnachtsfestkreis und natürlich der Advent. Wenn wir in den kommenden Wochen das Fest der Geburt Jesu erwarten, heißt das auch: Wir feiern, dass Gott Mensch wurde und damit die Logik der Welt unterbrach. Er kam nicht als herrschender Souverän, sondern als Kind in diese Welt. Nicht mit Macht, sondern in Ohnmacht. Diese Umkehr der Verhältnisse ist der Neuanfang schlechthin.

So heißt es auch in einem bekannten Adventslied: „O Herr, wenn du kommst, wird die Welt wieder neu“. Doch wie soll ein solcher Neuanfang in unserer Gegenwart konkret aussehen? Was ist es, das wir in den kommenden Wochen so sehnlich erwarten? Eine Ahnung davon können uns die prophetischen Worte zur Völkerwallfahrt geben, die wir am ersten Adventssonntag in der Lesung aus dem Buch Jesaja hören:

„Am Ende der Tage“ werden viele Völker zum Gottesberg Zion ziehen, um von Gott dort durch die Vermittlung des Volkes Israel und seiner Tora neue Wege der Konfliktlösung zu lernen. Da die liturgischen Texte in der Zeit bis zum 17. Dezember vor allem vom Ausblick auf die Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten geprägt sind, ist es kaum verwunderlich, dass wir auch diesen Text wie eine endzeitliche Vision hören – hat sie doch mit der Welt, in der wir leben, nur wenig zu tun: Während Menschen einander in Kriegen Gewalt antun und die weltpolitische Lage sich zunehmend radikalisiert, klingt ein solcher Text in unseren Ohren eher wie ein unerfüllbarer Wunschtraum.

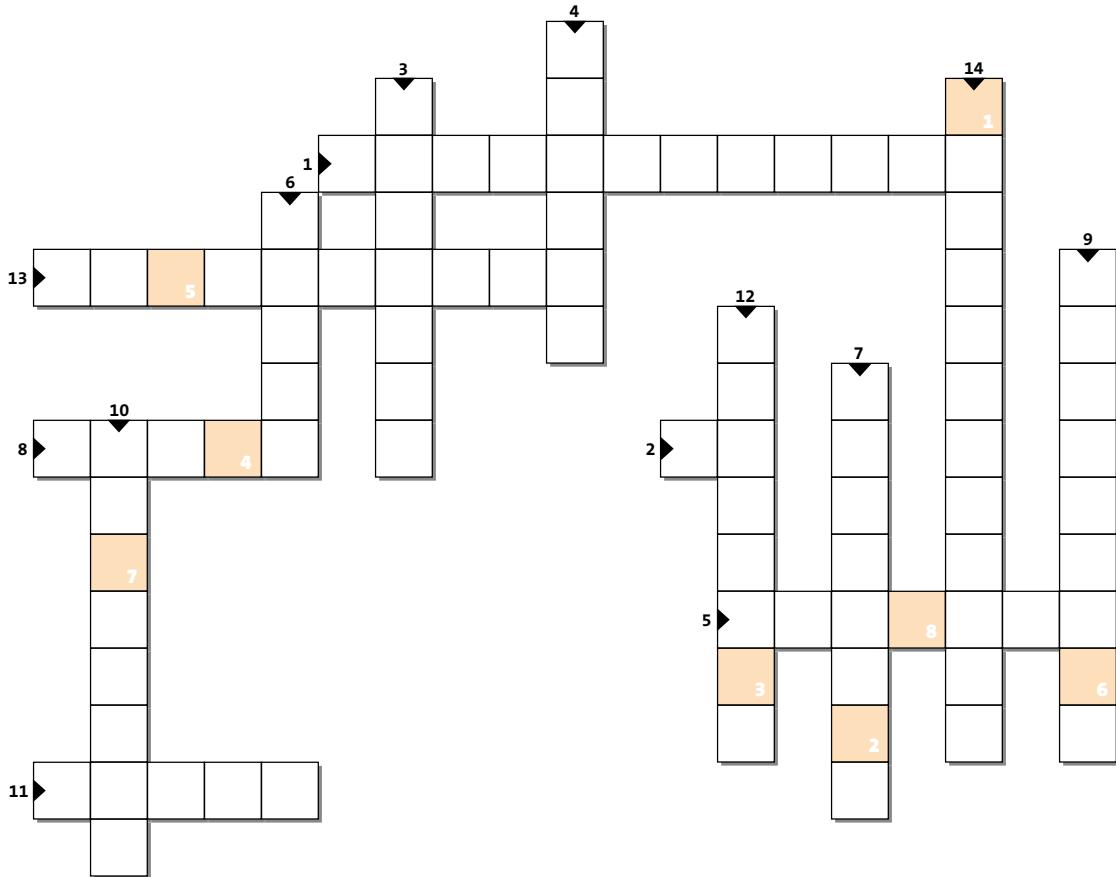
Umso mehr lohnt es sich an dieser Stelle, einen Blick in den hebräischen Text des Jesaja-Buchs zu werfen: Während in der Einheitsübersetzung in V. 2 vom „Ende der Tage“ die Rede ist, heißt es dort auf Hebräisch *be' acharit ha·yyamim* – „in künftigen Tagen“. Der Text beschreibt also eine Wende der Geschichte, die zwar in der Zukunft liegt, aber eben nicht erst im Eschaton anbricht. Im Gegenteil: Weil JHWH alle Streitigkeiten der Nationen untereinander schlichten wird, können schon heute tödliche Waffen in lebensförderliche Ackerbaugeräte für Brot und Wein umgeschmiedet werden. In allen Kriegen der Welt, aber auch in allen ungerechten Konflikten in unserem Umfeld sollen wir schon heute dieser Friedensvision entgegenstreben und neue Wege der Konfliktlösung vorleben – oder in den Worten des Liedes: „O Herr, wenn du kommst, wird die Welt wieder neu, denn heute schon baust du dein Reich unter uns.“

Der Neuanfang, den der Advent verheißt, beginnt nicht erst am Ende der Tage. Er beginnt dort, wo wir heute schon anders miteinander umgehen. Er beginnt dort, wo wir den ersten Schritt machen, um Konflikte friedlich zu lösen, statt sie zu verschärfen. Er beginnt, wo wir von unseren Vorurteilen einen Schritt zurücktreten, um Verständnis für den:die Andere:n zu üben. Er beginnt, wo wir solidarisch mit unseren Mitmenschen handeln, wenn ihnen Unrecht widerfährt. So kann Gott in unserem Leben ankommen – und das schon „in künftigen Tagen“.



TEXT SOPHIA HOSE (21)

„Wer von euch ist weise und verständig? ...“ (Jak 3,13)



1 2 2 4 5 6 7 8

1. Erlösungslehre (lat.)
2. Initialien Johannes Paul I.
3. Titel der ersten Sozialencykika: Rerum ...
4. Schwester des Mose (Num 26,59)
5. Sitz der Päpste im 14. Jhrd.
6. Kontrahent des Nikolaus von Myra (Konzil v. Nicäa)
7. Kleineres Werk des Thomas v. Aquin:
Summa contra ...

8. Erster Nachfolger des Petrus von Rom
9. Erster christlicher Märtyrer (Apg 7)
10. Schüler des Apostels Johannes (Vorname)
11. Jüngerin und Mitgefangene des Paulus
(Röm 16,7)
12. Kirchenvater und Bischof des 2. Jhrds. (Smyrna)
13. Ausdruck der reform. Theologie (17. Jhrd.):
Ecclesia semper ...
14. Ältester Orden der katholischen Kirche

Auflösung: Seite 43

ZEIT FÜR DEIN STUDIUM. ZEIT FÜR DEIN LEBEN.

Abitur – und dann? Für junge Menschen zwischen Schule und Studium machen wir zwei starke Angebote für ein Übergangsjahr:

Die Welt des Studiums an einer Uni kennenlernen und die eigene Persönlichkeit entwickeln – COLLEGE oder das Theologiestudium vorbereiten und planen – SPRACHENJAHR.

In Gemeinschaft mit anderen können junge Menschen ihren Weg finden – mitten in Tübingen, mitten auf dem Uni-Campus, am Ambrosianum.

Sprachenjahr und College.

Die beiden Kurse des propädeutischen Seminars Ambrosianum

Seit über 60 Jahren bietet das Ambrosianum SPRACHENJAHR die optimale Möglichkeit, sich auf ein Theologiestudium vorzubereiten. Wir vermitteln qualifizierte und anerkannte Sprachabschlüsse in Latein, Griechisch und Hebräisch. Basiskurse in verschiedenen Fächern, Studien- und Berufsinformationen, eine spirituelle Grundbildung und die individuelle Begleitung der Teilnehmer:innen sind weitere Bausteine des Sprachenjahres.

Beim Ambrosianum COLLEGE ist die Wahl des Studienfaches noch offen. Das Studium Generale ermöglicht einen umfangreichen Einblick in verschiedene Studienfächer. So kann die Entscheidung für einen konkreten Studiengang leichter getroffen werden. Ein individuelles Coaching begleitet den Entscheidungsprozess. In Workshops werden überfachliche Qualifikationen praxisbezogen vermittelt. Die Nachweise können in einem späteren Studium angerechnet werden. Das Ambrosianum College wird in Kooperation mit der Universität Tübingen durchgeführt.

Beide Kursprogramme beginnen im September und werden – mit einigen Berührungs punkten – parallel durchgeführt.

Das Ambrosianum ist eine Einrichtung der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Wenn Sie in Schule oder Seelsorge Schüler:innen treffen, für die das Angebot in Frage kommt, sprechen Sie diese doch an!

Weitere Informationen (Inhalte, Kosten, Unterbringung, Anmeldung, ...)
finden Sie unter www.ambrosianum-tuebingen.de



TERMINE

Angebote der Diözesanstelle Berufe der Kirche

- 09./10.12.2025 ADVENTure Theologie – Orte des Studiums erleben (Tübingen)
15. – 17.01.2026 Bildungstage für den FWD pastoral (Tübingen)
20.01.2026 Sprechstunde für Interessierte an Seelsorgeberufen,
auch 20.03. und 20.05.2026 (Online)
To come Spirituelles Wochenende mit zwei jungen Ordensschwestern (Oberschwaben)
25.04.2026 Weltgebetstag um geistliche Berufungen (überall)
19./20.06.2026 Infotagung Ständiger Diakonat (Heiligkreuztal)

*Mehr Infos, neue Angebote und Anmeldung auf unserer Homepage
www.berufe-der-kirche-drs.de oder bei berufe-der-kirche@drs.de*



Wir gehen vor Ort!

Mit Modulen zu verschiedenen Themen (z. B. Entscheidungsfindung, Meine Stärken, Meine Bedürfnisse, Gott suchen, Wozu Theologie? ...) kommen wir gerne in Ihre Schulklassie oder zu Ihrer Firm- oder Jugendgruppe. Kommen Sie zur Terminvereinbarung direkt auf uns zu.

Weihen und Beauftragungsfeiern

- 28.02.2026 Weihe der Unständigen Diakone
23.05.2026 Weihe der Ständigen Diakone
04.07.2026 Beauftragung der Pastoralassistent:innen
11.07.2026 Priesterweihe
18.07.2026 Beauftragung der Gemeindeassistent:innen
25.07.2026 Verleihung der Missio Canonica an Religionslehrer:innen

Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Gebetsbildchen mit dem Jahresgebet 2025 können bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche bestellt werden.

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!

Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart

Volksbank Herrenberg-Rottenburg

IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02

Verwendungszweck 1: 512020

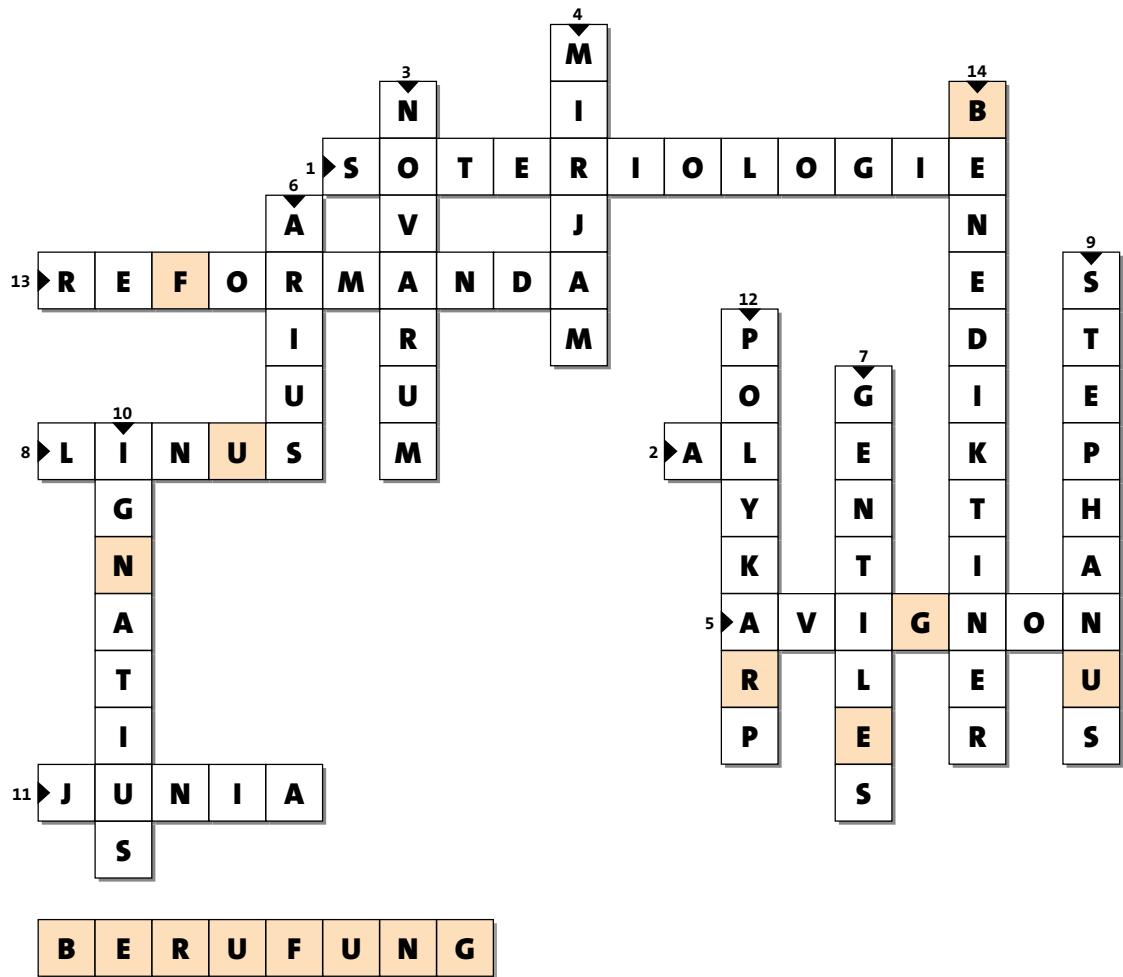
Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Für die Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir den Namen und die Adresse des Spenders.

Vielen Dank!



Auflösung Rätsel Seite 40



– #INSPIRIERT MICH –



Vor ein paar Wochen besuchte mich eine Freundin zum ersten Mal in Tübingen. Ihre Art, die Stadt zu entdecken, hat mich inspiriert: Wie wäre es, vertraute Orte mal so zu betrachten, als würdest Du sie zum ersten Mal sehen? Für einen Neuanfang braucht es keine neue Stadt.

Sophia Hose

Nach einer längeren Leseflaute habe ich angefangen, jeden Abend vor dem Schlafengehen wenigstens ein paar Seiten zu lesen. Ein kleiner Neuanfang, der mir Ruhe schenkt und mich spüren lässt, wie sehr mir Bücher guttun.

Mara Strohm

Kürzlich habe ich mit Tennis eine neue Sportart ausprobiert. Ein neues Spielgerät, andere Bewegungsabläufe und andere Muskeln, die beansprucht werden – das war eine schöne und herausfordernde Erfahrung, die mich wirklich belebt hat.

Jörg Kohr

In meinem Umfeld haben vergangenen Sommer viele ihr Studium beendet und dabei ist mir bewusst geworden, dass Abschiede und Neuanfänge Hand in Hand gehen.

Valerie Stenzel

Wenn sich der Computer und das Programm zum dritten Mal an der gleichen Stelle aufhängen, tut der notwendige Neustart sowohl mir als auch der Technik ganz gut.

Gabriel Häußler

Egal, ob in den Sommerferien, beim Frühjahrsputz oder an einem verregneten Sonntag: Ich beginne, mein Zimmer aufzuräumen, und nach kurzer Zeit ist es chaotischer als vorher. Dann der Moment, in dem ich denke: Warum habe ich überhaupt angefangen? Aber irgendwann hat alles wieder seine Ordnung und die wiedergefundenen Fotos und manch undefinierbare Fundstücke haben auch ihren Reiz.

Johanna Müller

Ich erlebe Neuanfänge in meinem Alltag, wenn ich Dinge aufräume, beispielsweise die Spülmaschine ausräume oder mein Zimmer sauge. Ich muss immer wieder neu anfangen, diese Dinge zu tun, weil sie mit der Zeit schmutzig werden. Dennoch fühlt sich diese Arbeit nicht sinnlos an, weil ich sie immer wieder tun muss, sondern es ist ein gutes Gefühl, wenn ich danach die Dinge sauber und in neuem Glanz anschauen kann – alltägliche kleine Neuanfänge, die sich gut anfühlen.

Karina Krause

Im Sommer hat sich meine alte WG aufgelöst und die letzte Nacht haben wir alle zusammen in einem großen Matratzenlager im Dachgeschoss verbracht. Morgens wurden wir von einem atemberaubenden Sonnenaufgang geweckt – weil mein Zimmer auf der anderen Seite des Hauses lag, hatte ich das Morgenrot so zuvor noch nie gesehen. Da wusste ich, dass der Neuanfang unter einem guten Stern steht.

Theresa Zöller



Auch Sie wurden im Alltag inspiriert?

**Senden Sie uns gerne Ihr #inspiriertmich über
www.berufen-magazin.de zu!**